



Zeitschrift für Diskursforschung

Journal for Discourse Studies

Herausgegeben von Reiner Keller | Werner Schneider | Willy Viehöver

■ **Claudia Brunner**

Situiert und seinsverbunden in der ›Geopolitik des Wissens‹.
Politisch-epistemische Überlegungen zur Zukunft der
Wissenssoziologie

■ **Dominik Schrage**

Die Einheiten der Diskursforschung und der Streit um den
Methodenausweis – ein Kartierungsversuch

■ **Jürgen Spitzmüller**

Metapragmatik, Indexikalität, soziale Registrierung.
Zur diskursiven Konstruktion sprachideologischer Positionen

■ **Sebastian Haunss/Matthias Dietz/Frank Nullmeier**

Der Ausstieg aus der Atomenergie. Diskursnetzwerkanalyse
als Beitrag zur Erklärung einer radikalen Politikwende

Inhaltsverzeichnis

Reiner Keller/Werner Schneider/Willy Viehöver

Editorial 223

Themenbeiträge

Claudia Brunner

Situiert und seinsverbunden in der ›Geopolitik des Wissens‹.

Politisch-epistemische Überlegungen zur Zukunft der Wissenssoziologie 226

Dominik Schrage

Die Einheiten der Diskursforschung und der Streit um den

Methodenausweis – ein Kartierungsversuch 246

Jürgen Spitzmüller

Metapragmatik, Indexikalität, soziale Registrierung.

Zur diskursiven Konstruktion sprachideologischer Positionen 263

Sebastian Haunss/Matthias Dietz/Frank Nullmeier

Der Ausstieg aus der Atomenergie. Diskursnetzwerkanalyse

als Beitrag zur Erklärung einer radikalen Politikwende 288

Review Essay

Karin Böke

Wissen durch Sprache. Theorie, Praxis und Erkenntnisinteresse

des Forschungsnetzwerkes »Sprache und Wissen« 317

Bericht

Anina Engelhardt/Markus Riefling

Frühjahrstagung der Sektion Wissenssoziologie der Deutschen
Gesellschaft für Soziologie (DGS) »Die diskursive Konstruktion
von Wirklichkeit – Interdisziplinäre Perspektiven einer
wissenssoziologischen Diskursforschung« in Augsburg
am 21. und 22. März 2013

325

Dominik Schrage

Die Einheiten der Diskursforschung und der Streit um den Methodenausweis

Ein Kartierungsversuch

Zusammenfassung: Der Beitrag vergleicht einige in den letzten Jahren formulierte Positionen zum Stellenwert von Methode und Methodologie in der Diskursforschung. Er beschränkt sich dabei auf eine Auswahl in maximalem Kontrast zueinander stehender Positionen in der deutschsprachigen Debatte, anhand derer recht unterschiedliche Auffassungen über das Wie und Warum der Diskursforschung deutlich werden. Auf der einen Seite steht der Anspruch, ihre Methodologie müsse in umfassende Forschungsprogramme eingebettet sein und könne nur so die in den Sozialwissenschaften üblichen Standards erfüllen (Abschnitt 1). Auf der anderen Seite gibt es auch Positionen, die sich gegenüber einer »Methodologisierung« der Diskursforschung kritisch äußern (Abschnitt 2). Der Beitrag sucht diese Frage nicht abschließend zu beantworten, er zeigt vielmehr auf, dass eine Reduktion der Debatte auf ein »Pro« oder »Contra« von Methode und/oder Methodologie verdeckt, dass auf beiden Seiten recht heterogene Auffassungen über das Wie und Warum von Diskursforschung herrschen.

Schlagwörter: Diskursanalyse, Methodologie, Foucault, kritische Diskursanalyse, Strukturalismus, Hermeneutik

Summary: The paper compares several positions that have been formulated, during the last years, on the importance of methods and methodology in discourse analysis. It confines on some contrastive positions in the German debate in which different opinions on the how and why of discourse analysis become manifest. On the one hand it is claimed that its methodology should be embedded in extensive research programs, and only by this the common standards in the social sciences can be fulfilled (part 1). On the other hand, there are positions that express criticism towards the »methodologisation« of discourse analysis (part 2). The paper does not try to find a final answer to this question, it instead shows that reducing the debate on a pro or con of methods and/or methodology conceals that there are, on both sides, quite different opinions on the how and why of discourse analysis.

Keywords: Discourse analysis, methodology, Foucault, critical discourse analysis, structuralism, hermeneutics

Diskursforschung ist erfolgreich – dafür spricht ihre Präsenz in den kultur- und sozialwissenschaftlichen Disziplinen, Forschungsfeldern und Debatten, nicht zuletzt auch die Existenz vorliegender Zeitschrift. Wer diskursanalytisch arbeitet weiß aber, dass wichtige Bedingungen eines solchen Erfolges in der Wissensordnung liegen, in der die Gegenstände, Verfahrensweisen und theoretischen Prämissen der Diskursforschung Plausibilität erlangen – und das ist in erster Linie die auf unterschiedliche Disziplinen und Felder verteilte akademische, genauer: sozial- und kulturwissenschaftliche Wissensordnung, in der die Diskursforschung etablierte Ansätze und Perspektiven verdrängt, ergänzt oder

auch nur reformuliert; aber auch, weitaus schwerer zu greifen, das, was man einmal den Zeitgeist genannt hat.

Diskursanalytisch Informierten ist zugleich bekannt, dass Einheitlichkeit suggerierende Bezeichnungen – wie ›Diskursforschung‹ selbst – trügerisch sein können, da sie divergierende Verständnisse, Ansprüche, Theoriereferenzen, Zugänge verdecken. Diese können aus unterschiedlichen intellektuellen, disziplinären oder methodologischen Filiationen resultieren, in die Diskursforschung einrückt und in denen sie weiterentwickelt wird – sie lassen sich aber auch auf den verschiedenen Stellenwert zurückführen, den der Diskursbegriff und auf diesen bezogene Forschungsstrategien in konkreten Untersuchungen und für das sie jeweils leitende Erkenntnisinteresse einnehmen.

Solche divergierenden Positionen und Ansprüche sind inzwischen in einer Reihe von Sammelbänden und Aufsätzen dokumentiert und auch in Debattenform miteinander konfrontiert worden.¹ Sie sind teilweise so heterogen, dass sie außer der Bezeichnung ›Diskurs‹ für in Schriftform vorliegendes, öffentlich verfügbares und gesellschaftlich relevantes Wissen sowie der Bezugnahme auf Michel Foucault wenig gemein zu haben scheinen. In diesem Beitrag werden solche Verständnisse von Diskursanalyse zunächst (1. und 2.) anhand ihrer jeweils unterschiedlichen Erkenntnisinteressen und Ansprüche an die Diskursforschung sowie ihrer Anlage unterschieden und sodann (3.) ein Vorschlag formuliert, wie die Stellung von Methoden und Methodologien in der Diskursforschung produktiv diskutiert werden könnte.

Die einführend skizzierte Möglichkeit der Selbstanwendung beansprucht als Problemformulierung nicht, originell zu sein – sie drängt sich vielmehr auf, wenn von einem Diskursbegriff ausgegangen wird, der auf die Arbeiten Michel Foucaults rekurriert, darauf wurde schon vielfach hingewiesen.² Und das kann gegenwärtig zumindest in den deutschsprachigen Sozial- und Kulturwissenschaften als kanonisch gelten – unabhängig davon, ob die verschiedenen Ansätze der Diskursforschung beanspruchen, das Foucaultsche Projekt fortzuführen oder in ihm liegende Beschränkungen zu überwinden, und auch unabhängig davon, was genau als Kern dieses Projekts angesehen wird oder woher die Kriterien kommen, die eine Überwindung von erkannten Defiziten anleiten. Denn schließlich greifen auch diejenigen, die von einer »Foucault-Exegese« Abstand nehmen möchten, weil sie im »vagabundierende[n] Denkstil Foucaults« einen wesentlichen Grund für »Unklarheiten in der Diskurs- und Dispositivforschung« sehen (Bührmann/Schneider 2008, S. 19 f.), trotzdem die von ihm geprägten Begrifflichkeiten auf; Foucault fungiert also nach wie vor als eine zentrale Referenz für die Selbstverständigung von Diskursforschung. Gegensätzlich sind hingegen die Ziele und Erwartungen, welche mit ei-

1 Vgl. neben den im Literaturverzeichnis aufgeführten Bänden und Beiträgen auch das nächste Jahr erscheinende Kompendium des DFG-Netzwerks Methodologie und Methoden der Diskursanalyse (2014), und die darin enthaltene Debatte mit Robert Feustel, Reiner Keller, Dominik Schrage, Juliette Wedl und Daniel Wrana. Auf sie gehen wesentliche Anregungen zu diesem Beitrag zurück.

2 Vgl. zur Diskussion der Analytik Foucaults im Lichte des Luhmannschen Autologiebegriffs und dessen Beobachtungstheorie Diaz-Bone (2007) sowie auch Gebhard/Schröter (2007), deren Stoßrichtung sich indes stark unterscheidet.

ner Diskursforschung im Anschluss an Foucault verbunden werden: Ein Überblick über einige ausgewählte, aktuell vertretene Positionen in der Diskursforschung offenbart dabei vor allem unterschiedliche Erkenntnisinteressen sowie verschiedene Ansprüche an die methodische Absicherung und Dokumentation der Vorgehensweise.

Der Beitrag selbst beansprucht selbstverständlich nicht, eine richtiggehende Diskursanalyse der Diskursforschung vorzunehmen. Versucht wird vielmehr, einige in maximalem Kontrast zueinander stehende Positionen zu identifizieren, die im Feld bezüglich des Stellenwerts von Methode und Methodologie in der Diskursforschung vertreten werden, und zwar anhand der vorgebrachten Argumente sowie anhand wechselseitiger kritischer Bezugnahmen. Damit kann sicherlich noch keine ›Karte‹ des Feldes der Diskursforschung gezeichnet werden, aber es können doch orientierende Dimensionen (›Himmelsrichtungen‹) angegeben werden, die zwar perspektivisch gefärbt, aber zugleich nicht vollständig von der eigenen im Feld vertretenen Position abhängig sind. Für eine richtiggehende Karte müssten zahlreiche hier nicht eingetragene Positionen ergänzt werden, deren Auslassung – das sei ausdrücklich hervorgehoben – keine Aussage über Relevanz oder Triftigkeit impliziert.

1. Methodologiezentrierte Forschungsprogramme

Als methodologiezentrierte Forschungsprogramme werden hier solche Positionen gefasst, die Diskursforschung als eine auf die Erhebung und Auswertung von Diskursmaterial fokussierte Forschungsstrategie konzipieren, die jeweils in ein weiter gefasstes, Theorie und Methodologie vermittelndes Forschungsprogramm eingebettet ist. Ausgewählt habe ich – dem Prinzip der maximalen Kontrastierung folgend – Reiner Kellers Wissenssoziologische Diskursanalyse sowie Rainer Diaz-Bones strukturalistisch-epistemologischen Ansatz. Damit werden zwei Positionen kontrastiert, die zwar beide einen starken Anspruch auf methodologische Explikation anmelden, sich ansonsten aber stark unterscheiden, vor allem in Hinblick auf die Stellung, die sie dem Werk Foucaults beimessen: Sie vertreten, um zwei wesentliche Differenzen hervorzuheben, zum einen gegensätzliche Auffassungen über die Kombinierbarkeit der Diskursanalyse mit anderen Paradigmata – hier besonders dem hermeneutischen – und weisen Akteuren zum anderen eine diametral gegensätzliche Stellung zu. Ihre methodologischen Ansprüche werden deshalb nicht nur unterschiedlich begründet, sondern haben auch voneinander abweichende Konsequenzen.

Reiner Keller konzipiert seine Wissenssoziologische Diskursanalyse als eine differenzierte und methodologisch reflektierte Vorgehensweise, die in ein – selbst nicht auf den diskurstheoretischen Überlegungen Foucaults basierendes – wissenssoziologisches Forschungsprogramm eingebettet ist. Erklärtermaßen – und unter dieser Prämisse nachvollziehbar – ist es aber eben dieses Programm, von dem aus die Gegenstände konkreter Diskursanalysen bestimmt werden und aus dem sich das Design der Analysen ergibt. Deren Vorüberlegungen entstammen also der hermeneutischen Wissenssoziologie, die bereits über eine »Theorie der gesellschaftlichen Wissensproduktion« und eine »Theorie der in-

dividuellen, sozialisatorisch-intersubjektiv vermittelten Wissensaneignung« verfügt, welche die Wissenssoziologische Diskursanalyse Kellers rahmt (Keller 2001, S. 117). Eine solche Anlage macht auch verständlich, dass diese damit in die bislang etablierten Methoden der qualitativen Sozialforschung einrückt, denn das interpretative Paradigma ist der wesentliche Bezugsrahmen der hermeneutischen Wissenssoziologie und bestimmt zugleich einen Gutteil der aktuell diskutierten qualitativen Methoden. Das übergreifende Erkenntnisinteresse, das die Wissenssoziologische Diskursanalyse anleitet, besteht dabei vor allem darin, ein Defizit der hermeneutischen Wissenssoziologie auszugleichen. Es besteht für Keller darin, dass die hermeneutische Wissenssoziologie von der »Erfahrungsperspektive einzelner Gesellschaftsmitglieder« ausgeht und dabei die in Diskursen manifestierten dauerhaften und kollektiven Wissensbestände unterschätzt; sie ist also von einem »anti-intellektuellen Impetus« getragen (ebd., S. 120 f.). Da das Ziel in einer diskursanalytischen Erweiterung der hermeneutischen Wissenssoziologie liegt, wird verständlich, weshalb Keller in seinem Forschungsprogramm von »kollektiven Akteuren« ausgeht, die in Form von Konflikten die »symbolischen Ordnungen der Gesellschaft [produzieren]« (ebd., S. 126): Denn mit Hilfe der Diskursanalyse soll deren Fixierung auf das Einzelbewusstsein überwunden werden.

Dies bedeutet allerdings eine entscheidende Modifikation der Foucaultschen Perspektive, die – zwar praxistheoretisch modifiziert, aber gleichwohl durchweg offensichtlich – mit durchaus strukturalistisch zu nennendem Impetus die Eigenlogiken der Diskursebene betont und sie – als »Ebene«, nicht bezogen auf die je einzelne Aussage – als für Schreibende und Sprechende unverfügbar konzipiert hatte; diese Annahme eines Hiatus zwischen dem Einzelbewusstsein respektive Alltagsverstand und dem Diskursiven ließe sich aber mit dem interpretativen Paradigma kaum vereinbaren. Entsprechend grenzt sich Keller von dem »allzu starken Akzent auf der Emergenz, Autonomie und Eigenwilligkeit der Wissensordnungen« bei Foucault ab und kritisiert dessen »polemisierende Abgrenzung gegen Hermeneutik« (ebd., S. 124). Es kann deshalb nur eine entsprechend modifizierte Diskursanalyse innerhalb der hermeneutischen Wissenssoziologie die Aufgabe übernehmen, »institutionell-organisatorisch objektivierte Wissensvorräte« zu untersuchen (ebd., S. 121).

Einen anderen Weg der Vermittlung diskursanalytischer Forschungspraxis mit den ihr zugrundeliegenden theoretischen Vorannahmen und Begrifflichkeiten geht Rainer Diaz-Bone. Während Keller, wie oben erläutert, die Diskursanalyse in ein etabliertes wissenschaftliches Paradigma integriert, dem sie ihre theoretischen Annahmen entnimmt, plädiert Diaz-Bone erstens für einen »methodologischen Holismus« (Diaz-Bone 2006, S. 4 ff.) und fordert zweitens offensiv eine »Methodologisierung der Diskursanalyse«. Er beansprucht, ein den Arbeiten Foucaults selbst zugrundeliegendes, allerdings dort unzureichend ausformuliertes einheitliches, wissenschaftstheoretisch begründetes Programm rekonstruieren zu können, das Theorie, Methodologie und Methode umfasst und die diskursanalytische Untersuchungspraxis derart anzuleiten im Stande sei, dass sie als eine »akzeptable sozialwissenschaftliche Methode« Anerkennung finden könne (ebd., S. 41).

Diaz-Bones Position bestimmt sich somit durch eine doppelte Abgrenzung: Zum einen richtet sie sich gegen Versuche, lediglich einzelne Bestandteile – Begriffe und metho-

dische Strategien – der Foucaultschen Diskursanalyse und -theorie in mit dieser unverbundenen theoretischen Forschungsprogrammen aufgehen zu lassen, wie dies etwa bei Keller der Fall ist. Zum anderen positioniert sich Diaz-Bone gegen eine metaphysikkritische Lesart der Diskursanalyse in der Nachfolge des Derridaschen Dekonstruktivismus, die den methodischen Standards der Sozialwissenschaft nicht genüge, weil sie die Gründe für ihre Kritik selbst nicht reflexiv einholen könne (ebd., S. 2). Beiden Positionen wird mit dem Postulat des »methodologischen Holismus« begegnet, der eine notwendige Einheit des gesamten Forschungsprozesses impliziert und dabei davon ausgeht, dass es in »jeder empirischen Forschung ein Primat der Theorie gibt« (ebd., S. 4).³ Theorie wird hier zur »Metaphysik der Methoden und die Trias von Theorie, Methodologie und Methode bildet einen ästhetischen Zusammenhang, weil letztere in ihren Formen und Prinzipien die Formen und Prinzipien der Theorie in sich wiederholen« (ebd., S. 6).

Die Theoriekerne dieser hinter der Diskursanalyse stehenden Theorie verortet Diaz-Bone einerseits im strukturalistischen Bruch mit den Abbildungstheorien von Sprache bei Ferdinand de Saussure (ebd., S. 14 ff.) und andererseits in der Epistemologie Gaston Bachelards, die den Bruch mit alltagsweltlichen Anschauungen als Voraussetzung wissenschaftlicher Forschung ansieht (Diaz-Bone 2007, S. 14 ff.). Indem diese beiden Brüche als Prämissen der Foucaultschen Diskursanalyse angesehen werden, erscheinen sie als Teil eines weit gefassten antiphänomenologischen Programms, in dem die Diskursebene unabhängig von akteursbezogenem Erleben, Deuten und Wollen konzipiert wird. Über diese, durchaus auch bei Foucault zu findende Abgrenzung hinausgehend, formuliert Diaz-Bone den Anspruch, dass sich von diesen Kernen aus eine Theorie gewinnen lasse, die die »Forschungspraxis von der Rahmung der Forschungsfrage über das Forschungsdesign bis hin zum konkretesten Zuschnitt einzelner Techniken und Methoden genauso [durchdringt] wie die Weise der Interpretation (Hermeneutik)« (Diaz-Bone 2006, S. 6). Der damit formulierte Einheitsanspruch richtet sich sowohl gegen Versuche, lediglich partielle Elemente und methodische Strategien der Diskursanalyse in paradigmatisch anders gelagerte Theorieprogramme einzubetten – und damit nicht zuletzt auch gegen die Wissenssoziologische Diskursanalyse Reiner Kellers –, als auch gegen dekonstruktivistische Lesarten einer kritischen Diskursanalyse, sowie gegen alle nicht ebenfalls methodologisch-holistisch argumentierenden Positionen.

2. Method(olog)isierungskritische Positionen

Der sowohl von Keller als auch von Diaz-Bone, aber auch von anderen Autorinnen und Autoren (etwa Bührmann/Schneider 2008, S. 76) formulierte Anspruch, Diskursanalyse habe sich nach den in den Sozialwissenschaften etablierten methodologischen Konventionen zu richten, ist nicht unwidersprochen geblieben. Die – vorsichtig formuliert – me-

3 Erkennbar bestimmt sich Diaz-Bones Verständnis der Bezeichnung »methodologischer Holismus« nicht primär durch den Gegensatz zum »methodologischen Individualismus«, sondern in der Abgrenzung von einem Eklektizismus.

thodenskeptischen Positionen sind aber mindestens so unterschiedlich motiviert und konturiert wie die beiden hier exemplarisch dargestellten Ansätze von Keller und Diaz-Bone. So wenig also auf der einen Seite Einigkeit darüber herrscht, ob die Existenz der Diskursanalyse im Feld der Sozialwissenschaften besser durch die Integration in ein schon länger existierendes, etwa hermeneutisch-wissenssoziologisches Paradigma (Keller) oder durch die selbstbewusste Formulierung eines eigenen, Theorie, Methodologie und Methodik umfassenden Einheitsprogramms zu erfolgen habe (Diaz-Bone), so wenig gleichen sich die Gründe, Ansprüche und Motive derer, die diesen Vorhaben skeptisch gegenüberstehen. Wie in den vorangegangenen Passagen hilft es auch hier, verschiedene Bezugs Ebenen dieser kritischen Positionen zu unterscheiden. Sie werden, da weniger systematisch ausgearbeitet, dann deutlicher, wenn sie im Zusammenhang mit den jeweils kritisierten Positionen sowie mit der von diesen geübten Kritik dargestellt werden.

Eine erste Position verweist – ausgehend von einem an Foucaults Arbeiten angelehnten Verständnis von Diskursanalyse – auf Inkonsistenzen, die entstehen, wenn Foucaults Archäologie des Wissens und andere seiner nicht allzu zahlreichen methodologischen Reflexionen an etablierte Standards der Sozialwissenschaften angepasst werden. Ich will diese – von mir selbst in einigen Aufsätzen bezogene – Position hier »operationalisierungsskeptisch« nennen (Schrage 1999, 2006).⁴ Sie impliziert keine, wie oft karikiert, pauschale Ablehnung systematischen und kontrollierten Vorgehens im Forschungsprozess. Vielmehr richtet sie sich primär gegen die – auch in Teilen der qualitativen Sozialforschung bereits überwundene – Annahme, es sei möglich, eine Operationalisierung diskursanalytischer Untersuchungsstrategien losgelöst vom jeweils zu untersuchenden Gegenstand zu erreichen (Schrage 1999). Tatsächlich richtete sich in diesem Aufsatz die programmatische und öfter zitierte Formulierung »Methoden-Kritik« gegen eine solche Annahme, man könne Diskurse mit einer Methode untersuchen, die nicht die Möglichkeit vorhält, ihre eigenen theoretischen und analytischen Vorverständnisse in der Konfrontation mit dem empirischen Material in Frage zu stellen (Schrage 1999, S. 65).⁵ Das ist, abzüglich der einheitswissenschaftlichen Semantik und dem damit einhergehenden Primat der Theorie, nicht allzu weit entfernt von Diaz-Bones Anspruch, dass die »Strategie und Reflexion der Forschung [...] die Prinzipien der Theorie in sich aufgreifen und wiederholen muss« (Diaz-Bone 2006, S. 6) – mit dem Unterschied allerdings, dass für die operationalisierungsskeptische Position der Forschungsprozess, im Sinne einer Konfrontation mit dem Diskursmaterial, und nicht die Theorie als »Metaphysik« des methodisch

4 Eingeräumt sei, dass die Unterscheidung zwischen der hier »operationalisierungsskeptisch« genannten und der weiter unten diskutierten »methodenausweisvermeidenden« Position nicht immer trennscharf ist. Worauf es hier aber ankommt ist, dass die erste – von mir selbst eingenommene – Position Diskursanalyse nicht als freihändiges Improvisieren ansieht, vgl. dazu weiter unten.

5 Nicht ist dort hingegen die Rede von Methodologie, wie Bührmann/Schneider meinen (2008, S. 76), was vielleicht ein Defizit sein mag, aber doch einen Unterschied macht. Es sei damit auch gar nicht behauptet, dass eine solche Infragestellung der eigenen Begrifflichkeiten tatsächlich in jeder diskursanalytischen Forschung erforderlich ist. Es mag aber einen Forschungsstil kennzeichnen, dass gezielt Gegenstände ausgewählt werden, bei denen dies naheliegt.

kontrollierten Vorgehens prioritären Status erhält. In dieser Hinsicht soll die Formulierung »Methoden-Kritik« den Anspruch ausdrücken, dass der Bedarf an Methode und Methodologie nicht abstrakt als Erfordernis eines einheitswissenschaftlichen Programms postuliert, sondern im Forschungsprozess selbst bestimmt wird.⁶

Ähnlich wie bei Diaz-Bone kann auch aus einer solchen operationalisierungsskeptischen Position in der Wissenssoziologischen Diskursanalyse Kellers eine »erhebliche Umschrift« des Foucaultschen Diskursbegriffs konstatiert und kritisiert werden (Gebhard/Schröter 2007, S. 43), wenn die hermeneutisch-wissenssoziologischen Grundannahmen nicht geteilt werden und vielmehr beide – bei allen sonstigen Differenzen – an der Foucaultschen Konzeption des Diskurses als überindividueller, das heißt nicht auf Akteurshandeln konvergierender Wirklichkeitsdimension festhalten. Sicherlich kann gegen eine Modifikation der von Foucault geprägten Konzepte prinzipiell wenig eingewandt werden, zumal Reiner Keller Gründe und Konsequenzen seiner Umschrift offenlegt: Bei der Wissenssoziologischen Diskursanalyse ergibt sich die das Erkenntnisinteresse leitende Programmatik ja – wie oben dargestellt – aus der hermeneutischen Wissenssoziologie, während die dieser zuarbeitende Diskursanalyse Phänomene und Fälle gesellschaftlicher Wissensbestände und ihres Wandels in dem dadurch gegebenen Rahmen erschließt und dabei detailliert über die Methodik ihres Vorgehens Rechenschaft ablegt. Es stellt sich aus dieser Position allerdings die Frage, um welchen Preis die Integration der Diskursanalyse in ein hermeneutisch-wissenssoziologische Programm möglich ist und inwieweit eine solche Diskursanalyse mit dem Foucaultschen Projekt vereinbar ist. Hingewiesen wird so auf die wichtige, von Diaz-Bone einheitswissenschaftlich überpointierte Problematik, dass die theoretischen Vorannahmen der Wissenssoziologischen Diskursanalyse aus dem Fundus der etablierten wissenssoziologischen Hermeneutik übernommen werden, der Diskursanalyse somit vorgelagert sind und im Forschungsprozess deshalb auch selbst nicht in Frage gestellt werden. Diese Problematik besteht unabhängig vom Nähegrad zu den Arbeiten Foucaults, jedenfalls solange, wie der Diskursbegriff überhaupt – wie auch immer gebrochen und reformuliert – auf Foucault zurückgeführt wird.

Deutlich wird, dass sich die schon im vorangegangenen Abschnitt identifizierten gegensätzlichen Ansprüche an die Diskursanalyse wiederholen und weiter differenzieren: Für Keller handelt es sich um ein in den hermeneutisch-wissenssoziologischen Forschungsansatz eingepasstes Untersuchungsprogramm, das eben deshalb explizit keine eigenständige Methode ist (Keller 2001, S. 135) – insofern trifft die zuweilen geäußerte Kritik an einer Methodologisierung der Diskursanalyse im Kellerschen Programm gar nicht den Kern der Sache (so stellenweise Gebhard/Schröter 2007, S. 44). Hinter der auf den ersten Blick vielleicht als Foucault-exegetisch erscheinenden Kritik steckt indes der – wie ich meine – ernst zu nehmende Anspruch, dass die Klärung der den Forschungsprozess ermöglichenden, initiierenden und steuernden Erkenntnisinteressen und Konzepte selbst ein genuiner Bestandteil von Diskursanalyse zu sein hätte, dass zentrale Analyse-

6 Besonders deutlich wird dies an der Frage, in welchem Ausmaß der Forschungsprozess selbst zu dokumentieren ist. Darauf gehe ich am Ende gesondert ein.

konzepte also nicht aus einem ihr äußerlichen Theorieansatz importiert werden sollten, Diskursforschung also auch Diskurstheorie zu sein hätte – ob dies mit, im Anschluss an oder gegen Foucault zu geschehen hat ist eine Folgefrage, deren Gewicht im Folgenden deutlicher wird.

Eine zweite, Methoden und Methodologien gegenüber prinzipiell ablehnende Position unterscheidet sich von den bislang diskutierten dadurch, dass sie ihren Diskursbegriff nicht in Auseinandersetzung mit Foucaults Überlegungen gewinnt, sondern vielmehr an Jacques Derridas Dekonstruktivismus anschließt. Das führt dazu, dass der Diskursbegriff nicht – wie bei Foucault – eine durch ereignishafte Äußerungen konstituierte und durch qua Analyse auffindbare Regelmäßigkeiten konturierte Wirklichkeitsdimension bezeichnet, sondern vielmehr eine vollständig sprachförmige Wirklichkeit meint, deren konstitutive Instabilität von dekonstruktivistischen Interventionen aufgewiesen wird.⁷ Die Ebene des Diskurses ist damit nicht nur grundlegend textualisiert und fällt mit Sprache zusammen, sondern zugleich auch theoretisch von vornherein auf den Widerstreit zwischen illusionären Einheitsvorstellungen und ihrer Dekonstruktion festgelegt. Unter diesen Prämissen wird nachvollziehbar, weshalb Vertreterinnen dieser Position nicht auf die offene Auseinandersetzung mit einem (noch) ungeordneten Diskursmaterial setzen und dabei mit der Aufweisbarkeit diskursiver Regelmäßigkeiten – nicht Regeln! – rechnen, sondern dieses Material vielmehr auf Einheits- und Ordnungsvorstellungen hin sichten, um deren konstitutive Widersprüchlichkeit aufzuzeigen. Das macht es dann plausibel, sich als »poststrukturalistisch informierte« Bastler« zu verstehen (Feustel 2010, S. 93) und den Diskursbegriff zu nutzen, um eine von Derrida inspirierte Sprachspielanalyse kritisch gegen die Wissenschaft als Wahrheitsregime und die in ihr wirksamen Methodenzwänge zu richten. Robert Feustel spitzt die Konsequenzen einer solchen dekonstruktivistischen Lesart der Diskursanalyse stark zu und speist sie in die Debatte um den Stellenwert von Methoden und Methodologien in der Diskursanalyse ein; deshalb wird, dem Prinzip der maximalen Kontrastierung folgend, seine Position hier kurz diskutiert.

Als Spielart von Dekonstruktion verstanden, so Feustel, betrete die Diskursanalyse ein »unwissenschaftliches Terrain und die konkrete sprachliche Form der Analyse nimmt eine für wissenschaftliche Standards unerhörte Position ein«. Ihre Aufgabe bestehe dabei nicht in der »reine[n] Beschreibung von«, sondern in der »instabile[n], ungesicherte[n] Intervention in« Diskurse (Feustel 2010, S. 89 f.). Diskursanalyse wird hier also als Gegenentwurf zu und kritische Haltung gegenüber einer auf die Erfüllung von »Standards« reduzierten Wissenschaft proklamiert. Die solchen Standards zugrundeliegende Annahme gesicherter Erkenntnis sei nämlich, so Feustel, illusionär, vielmehr gebe es »keinen stabilen und gesicherten Ort [...], von dem aus man [...] über den Diskurs sprechen kann, ohne selbst in den Diskurs verstrickt zu sein« (ebd., S. 89).

7 Das komplizierte Verhältnis der Autoren Foucault und Derrida kann hier weder dargestellt noch aufgearbeitet werden. Ausgangspunkt müsste Derridas Kritik an Foucaults Descartes-Lektüre in *Histoire de la folie à l'âge classique* (1961) (dt.: *Wahnsinn und Gesellschaft* (1973), in der deutschen Ausgabe nicht enthalten) sein, vgl. dazu Dosse (1999, S. 38 ff.).

Ohne Frage sind die von der Dekonstruktion immer wieder neu vorgebrachten Hinweise auf die Unmöglichkeit eines ›objektiven‹, der Ebene des Diskurses enthobenen Standpunkts in den Sozialwissenschaften ein wichtiges erkenntniskritisches Korrektiv, auf das eine Diskursforschung nicht verzichten sollte. Wenn aber Feustel meint, dass die »(post-)strukturalistische[...] Erkenntniskritik [...] zumeist auch Wissenschaftskritik ist«, so schließt er die gerade in der Debatte um den Stellenwert von Methodologie und Methoden produktive, weil erkenntniskritische Hinterfragung von allein konventionell und nicht gegenstandsbezogen begründeten Ansprüchen auf methodische Explikation von Diskursanalysen kurz mit der Kritik an einer Wissenschaft, die doch äußerst schablonenhafte Züge trägt (ebd., S. 83). Ignoriert wird nicht nur, dass die Verstricktheit der Forschenden in ihren Gegenstand heute etwa für ethnographische Zugänge eine selbstverständliche und als unhintergebar angesehene Erkenntnis darstellt (vgl. etwa Dellwing/Prus 2012, S. 83–145), sondern auch, dass dies schon ein Schlüsselproblem für die rekonstruktiv am sozialen Handeln ansetzende Soziologie Max Webers war, das dieser mit seinen Überlegungen zur Werturteilsproblematik ja keineswegs lösen, sondern als von den Forschenden ständig mitzureflektierendes (und zu Entscheidungen drängendes) Dauerproblem zu Bewusstsein bringen wollte. Dieses schablonenhafte Bild von Wissenschaft bestätigt letztlich – im Feld der Diskursforschung ja gar nicht offensiv vertretene – Auffassungen, dass mit Hilfe von sozialwissenschaftlichen Methoden ein direkter und zu objektivem Wissen führender Zugriff auf Wirklichkeit erlangt werden könne und fällt damit in die vom sogenannten Positivismusstreit ausgehobenen Gräben zurück. Gerade in der Diskursforschung käme es hingegen darauf an, so jedenfalls die hier vertretene Position, eine erkenntniskritische – und gegenüber *one fits all*-Methoden reservierte – Haltung als eine wissenschaftlich produktive auszuweisen, die dem zu untersuchenden Diskursmaterial gegenüber neugierig und etwaigen methodischen Routinen gegenüber skeptisch bleibt.

Eine dritte Position lässt sich – aufgrund ihrer Präsenz in den aktuellen Debatten über Methoden in der Diskursanalyse – am deutlichsten anhand der Gouvernamentalitätsstudien markieren, die ebenfalls mit Rekurs auf Foucault, allerdings nicht primär auf die diskursanalytischen, sondern auf die gesellschaftsdiagnostischen Aspekte seines Werks, die Relevanz methodischer Standards gegenüber dem Anspruch einer kritischen Diagnostik der Gegenwart bewusst herabstufen. Ich will diese Position hier »methodenausweisvermeidend« nennen. Das soll verdeutlichen, dass sie sich in das Feld der Diskursforschung weniger durch eine ausgearbeitete eigene Stellungnahme einschreibt, sondern darin zu einem Gutteil durch die Kritik Geltung erhält, die sie auf sich zieht.

Eine methodenausweisvermeidende Position ist für die Gouvernamentalitätsstudien deshalb widerspruchlos möglich, weil die Prämissen dieses kritischen Unternehmens sich selbst gar nicht aus konkreten Diskursanalysen ergeben, sondern einer auf kritische Stellungnahme zu gesellschaftlichen Phänomenen zielenden Lesart der Foucaultschen Genealogie entstammen und am Material lediglich plausibilisiert werden. Auf der Umgangsweise mit dem Diskursmaterial lastet deshalb kein besonderer, die gesamte Position tangierender Beweisdruck.

Aus einer solchen Position heraus wird die von methodologisch anspruchsvollere Seite erhobene »Forderung nach einem systematischen Ausweis der Art und Weise, wie Forschende das von ihnen Beforschte erkennen und analytisch-empirisch in den Griff nehmen oder auf den Begriff bringen« (Bühmann/Schneider 2008, S. 76) offenkundig als nicht besonders dringlich angesehen, man meint vielmehr eine »gewisse methodische Freihändigkeit in Kauf« nehmen zu können (Bröckling/Krasmann 2010, S. 39). Bei den Gouvernementalitätsstudien geht es schließlich primär darum, die subjektivierende Appellstruktur von – beispielsweise – Beratungsdiskursen aufzuzeigen, deren Kritikwürdigkeit sich – erklärtermaßen und unter diesen Prämissen nachvollziehbar – aus einer tendenziell ideologiekritischen Lesart der Foucaultschen Genealogie der Moderne ergibt: »Die Genealogie der Subjektivierung«, so schreibt beispielweise Ulrich Bröckling, »weiß nicht, ob es ein Jenseits der Regierungen des Selbst gibt, aber sie insistiert darauf, die Zumutungen sichtbar zu machen, welche die Subjektivierungen dem Einzelnen abverlangen« (2007, S. 44).⁸

Nun kann sicher der Standpunkt eingenommen werden, dass der Verzicht auf eine am Umgang mit dem Diskursmaterial ansetzende methodologische Absicherung die wissenschaftliche Legitimität einer solchen Argumentation per se in Frage stellt. Das aber hieße in letzter Instanz, dass die hier beispielhaft genannte – und zudem ja als normativ ausgewiesene – Haltung Bröcklings an methodischen Standards gemessen und kritisiert würde, deren Geltung zugleich für jede Art der argumentativen Positionierung im Feld der Sozialwissenschaften beansprucht würde. Das würde nicht nur für alle normativ begründeten Stellungnahmen gelten – die ja konstitutiv nicht methodologisch ausweisbar sind –, sondern darüber hinaus auch alle anderen Arten von argumentativ vorgebrachtem Wirklichkeitsbezug als sozialwissenschaftlich illegitim in Frage stellen, welche die Validität ihrer Argumente nicht primär durch die Dokumentation ihres Zustandekommens aus der Erhebung und Auswertung von Daten heraus begründen. Dieser Anspruch wäre erkennbar keine spezifische, im Feld der Diskursanalyse verankerte Infragestellung, sondern brächte Auffassungen über legitime Formen des Wirklichkeitsbezugs in den Sozialwissenschaften zur Geltung, die vor jeder Verständigung über das Warum und Wie der Diskursforschung liegen.

Tatsächlich werden die unterschiedlichen Ansprüche an die Diskursforschung dann genauer und differenzierter sichtbar, wenn der Vorwurf mangelnder methodologischer Explikation nicht pauschal vorgebracht, sondern konkretisiert wird. Hierzu eignet sich die Debatte um die Gouvernementalitätsstudien als Fallbeispiel gut. Reiner Kellers kritische Auseinandersetzung mit ihnen erschöpft sich nämlich faktisch keineswegs darin, diesen Vorwurf pauschal-delegitimierend vorzubringen (Keller 2010). Vielmehr sucht er seine eigene Position in der Auseinandersetzung mit den Gouvernementalitätsstudien sachlich zu plausibilisieren und bietet dabei zusätzliche Einblicke in seine Auffassung des Verhältnisses von begrifflicher Gegenstandsbestimmung und methodisch angeleiteter Forschung.

8 Vgl. zur Diskussion des Verhältnisses von Diskursanalyse und Gouvernementalitätsstudien die Beiträge des Bandes Angermüller/van Dyk (2010) sowie Weber (2011).

Keller diagnostiziert eine »Erschöpfung« der Gouvernamentalitätsstudien, die darauf zurückzuführen sei, dass sie sich »präskriptiv auf ein enges Feld interessierender Diskurse« festlegen; die »Erschöpfung« sei somit Effekt ihrer thematischen Fokussierung auf die Regierungsformen der Gegenwart, die für Keller zu wenig Offenheit für Innovationen lässt – die für ihn offenbar wesentlich von sozialen und kulturellen Wandlungsprozessen abhängig sind, welche sich methodisch kontrolliert erfassen lassen. Seine Wissenssoziologische Diskursanalyse hingegen treffe »keine weiteren inhaltlich-konzeptionellen Vorentscheidungen über die programmatischen, normativen und kulturellen Strukturierungen ihres Gegenstandsbereichs«, sie »betrachtet sowohl diese Punkte wie auch Aussagen über Funktionsweisen, Strukturierungen, soziale Akteure in Diskursen als empirisch zu klärend«. Dagegen sei das schon bei Foucault angelegte und in den vergangenen Jahren anhand vielfältiger programmatischer Diskurse dargelegte theoretische Konzept der Gouvernamentalitätsstudien nunmehr ausreichend ausgearbeitet; die »Erschöpfung« des Forschungsprogramms sei auch deswegen zu verzeichnen, weil in dem, was diagnostiziert werde, »keine kurz- oder mittelfristigen Veränderungen erwartbar« seien (ebd., S. 44 f.).

Für Keller ist es also »der methodologisch-methodisch unscharfe und zugleich heroische historisch-diagnostische Gestus«, der sich als »größtes Problem« der Gouvernamentalitätsstudien erweise: Der Verzicht auf den Methodenausweis stütze die theoretische Geschlossenheit, und der »historisch-diagnostische Gestus« habe sich, gerade weil die Diagnose ausformuliert sei und Plausibilität besitze, überlebt (»heroisch« meint vermutlich die kritische Geste). Entsprechend empfiehlt er eine »stärkere methodologisch-methodische Explikation«, die »Möglichkeiten für einen Ausweg aus der gegenwärtigen Redundanz der Gouvernamentalitätsperspektive« weisen könne – methodologische Selbstexplikation ist für ihn also ein Mittel gegen Redundanz (ebd., S. 47).

Kellers Kritik unterscheidet sich damit von einer Reihe anderer kritischer Einwände gegen den Gouvernamentalitätsansatz, die im Wesentlichen monieren, dass das untersuchte Material auf Programmschriften beschränkt sei (Müller 2003; Reitz/Draheim 2007). Ihnen geht es dabei gerade nicht um einen zu geringen methodologischen Explikationsgrad, sie bemängeln vielmehr die unzureichende Einordnung der im Detail untersuchten Programmschriften in übergreifende gesellschaftliche Kontexte und Veränderungsprozesse. Angemahnt wird damit eine Schärfung der historischen Diagnose, nicht der Methodologie – was mit den Mitteln einer auf Korpusfestlegung ausgerichteten Forschungsstrategie wohl noch schwerer zu erreichen wäre. Hier stellt sich die Frage, ob eine derartige, auch auf die historische Diagnostik abhebende Art der Kritik von vornherein aus der Diskursforschung herausfallen sollte. Dagegen spricht, dass die Analyse von Diskursen bei den Gouvernamentalitätsstudien ein durchaus charakteristischer Zug ist, zugleich aber wesentlich von deren historisch-diagnostischer Fragestellung abhängig ist und sich deshalb nicht ohne weiteres als ein methodologiezentriertes Forschungsprogramm beurteilen lässt.

Eine weitere, detaillierter auf das Verhältnis von theoretisch-begrifflicher Situierung und praktischer Analyse eingehende Kritik gibt Anhaltspunkte, wie eine solche, auch die Art der Umsetzung historischer Diagnosen tangierende Diskussion innerhalb des Feldes

der Diskursforschung geführt werden könnte. Anja Weber hebt auf Inkonsistenzen zwischen den theoretischen, die Fragestellung konstituierenden Konzepten und der die Analyse leitenden Semantik ab. In diesem Sinne kritisiert sie, dass die Gouvernentalitätsstudien das Subjektivierungskonzept Foucaults, das sie theoretisch als zentrales reklamieren, in den konkreten Analysen inkonsequent handhabten: Die »generalisierten Überforderungs- und impliziten Entfremdungstopoi«, mit denen die Gouvernentalitätsstudien sich in ihren materialen Analysen als kritischer Ansatz ausweisen, setzen »als Referenzpunkt Vorstellungen eines ›ursprünglichen‹, protogesellschaftlichen Wesens der Subjekte voraus [...]«, das dann als Gegeninstanz zu »den neoliberalen ›Anrufungen‹« gestellt werde (Weber 2011, S. 191). Diese Inkonsequenz führe zu einer unzureichenden Differenzierung zwischen disziplinärer Fremd- und postdisziplinärer Selbstkontrolle – deren Unterschiede durch diese Art der Kritik eingeebnet würden. Verhindert werde somit eine »aktuellen gesellschaftlichen Verhältnissen und Transformationsprozessen adäquate Form der Kritik, die dem Umstand Rechnung trägt, dass die neoliberale Regierungsrationalität tatsächlich mit der Eröffnung erheblicher Freiheitsgrade der Selbstführung einhergeht« – und eben darin liege die eigentliche Herausforderung (ebd., S. 192).

Anja Weber argumentiert damit auf einer durchaus methodologisch zu nennenden, aber in den methodenzentrierten Forschungsprogrammen nicht explizit werdenden Ebene: Sie entnimmt die Kriterien ihrer Kritik dem kritisierten Programm selbst, verweist auf in der Auswertung des Diskursmaterials inkonsequent gehandhabte Begriffe und diskutiert die Konsequenzen bezüglich des Verhältnisses von Fragestellung und Durchführung der Analyse. Ihre kritische Auseinandersetzung stützt dabei durchaus Reiner Kellers Beobachtung einer »Erschöpfung« der Gouvernentalitätsstudien, sie sieht die Gründe aber im Gegensatz zu ihm gerade nicht in einer durch die historisch-genealogische Perspektivierung verengten und durch methodische Explikation behebbareren Ausrichtung, sondern vielmehr in einer die historisch-diagnostische Fragestellung des Ansatzes unzureichend umsetzenden Analysesemantik, die sich eigentlich relevanten und in den Diskursen auffindbaren Aspekten verschließt. Sichtbar wird hieran, dass es durchaus in der Diskursforschung situierbare Arten der Auseinandersetzung mit methodenausweisvermeidenden Ansätzen gibt – sie werden freilich erst führbar, wenn man bereit ist, auch solchen Diskursanalysen, die mit ihrer »methodischen Freihändigkeit« kokettieren, eine Systematizität zuzuschreiben und sie damit als kritisierbar zu erachten.

3. Resumé und ein Vorschlag, die Einheit der Diskursforschung anders zu fassen

Einen Schritt aus der Gemengelage von Positionierungen und Kritik heraustretend ergibt sich in etwa folgendes Bild:

1. So umstritten die Frage ist, inwieweit die Diskursforschung methodischer Ausweise und methodologischer Explikation bedarf, so deutlich ist doch, dass die Forderung einer vollständig vom Gegenstandsbezug gelösten, standardisierten Methode der

Diskursforschung nicht erhoben wird – obwohl teilweise davon ausgegangen wird, dass dies eine Konsequenz der Erörterung von Fragen der Methodik und Methodologie sei. Zugleich ist nicht zu übersehen, dass Forderungen nach methodologischer Explikation eine wichtige Rolle bei der Bestimmung des Feldes und seiner Grenzen spielen – das betrifft einerseits die Frage, welcher Ort der Diskursforschung in den Sozialwissenschaften zukomme oder welchen sie beanspruchen solle und andererseits die Frage, welche Autorinnen und Autoren, Ansätze, Forschungsprogramme und -strategien zur Diskursforschung zu zählen sind und welche beanspruchen, dazuzuzählen. Offensichtlich deshalb wird das Feld durch diese Forderungen sowie deren Problematisierung, Kritik und Zurückweisung strukturiert.

2. Diese Forderungen treffen sich zwar, insofern sie sich – wie die hier ausgewählten Positionen von Reiner Keller und Rainer Diaz-Bone – auf in den Sozialwissenschaften etablierte Konventionen berufen und mit der Konsolidierbarkeit der Diskursforschung begründet werden. Sie werden dabei gestützt von dem Anspruch, Diskursanalyse im Zusammenhang mit einer Theorie, Methodologie und Vorgehensweise umfassenden und explizierenden Forschungsprogramm zu betreiben. Insofern verfolgen diese Positionen ein doppeltes Interesse, nämlich die Konsolidierung der Diskursforschung in den Sozialwissenschaften und zugleich die Stärkung ihrer Position im Feld der Diskursforschung.
3. Sie divergieren dabei aber stark hinsichtlich ihrer Auffassungen darüber, was der Kern eines solchen, Diskursanalyse rahmenden Programms zu sein habe – nicht immer klar ist dabei, wie das Verhältnis zu konkurrierenden Forschungsprogrammen ähnlich weitgehenden Anspruchs gedacht wird. Ihre Divergenzen ergeben sich wesentlich aus den theoretischen Bezügen und Prämissen der jeweiligen Positionen, denn sie bestimmen die Einheit des Forschungsprogramms, in dem die jeweils vertretene Art von Diskursanalyse verortet ist.
4. Die Frage, wie das Verhältnis von Diskurs und Akteuren bestimmt wird, macht dabei einen wichtigen Unterschied. Wird sie, von der hermeneutischen Wissenssoziologie ausgehend, als Untersuchungsstrategie für kollektives Akteurshandeln herangezogen (Keller), so liegt ein signifikant anderes Forschungsprogramm vor als wenn sie in ein strukturalistisch-epistemologisches Programm eingebettet wird, das auf eine jenseits solchen Handelns liegende Ebene zielt (Diaz-Bone). Zu bedenken ist selbstverständlich, dass hier nur zwei ausgewählte Positionen verglichen wurden und das Feld weitaus komplexer ist. Das Verhältnis zu den Arbeiten Foucaults spielt dabei in jedem Fall eine wichtige Rolle.
5. Auch die sich kritisch mit den Forderungen nach Methodenausweis und Methodologie-Explikation auseinandersetzen Positionen unterscheiden sich vor allem hinsichtlich ihrer Ansprüche an die Diskursforschung sowie ihre Diskursbegriffe. Es ergibt einen Unterschied, ob ein wissenschaftskritischer Dekonstruktivismus (Feustel) in Methodendebatten und Methodologiereflexionen von vornherein eine Kolonisierung der Diskursanalyse durch standardisierende Wissenschaft sieht, ob ihre Verwendung zur Plausibilisierung kritischer Gesellschaftsdiagnosen (Gouvernementalitätsstudien) die methodologische Explikation als verzichtbar erscheinen lässt

oder ob die skeptische Haltung damit begründet wird, dass methodenförmige Festlegungen die Offenheit, sich vom Diskursmaterial irritieren zu lassen, einschränken könnten (Gebhart/Schröter 2007; Schrage 1999, 2006). Auch hier spielt das Verhältnis zu Foucault eine wichtige Rolle.

Angesichts dieser komplexen Situation schlage ich vor, die Verständigung über das Verhältnis der Diskursforschung zu Methoden und Methodologien auf einer Ebene fortzusetzen, die *noch nicht* den Charakter einer auf praktische Durchführung und Ergebnis-sicherung zielenden Methodendebatte hat und zugleich *nicht mehr* in der Verortung im theoretischen Feld der sozialwissenschaftlichen Disziplinen besteht. Denn in beiden Fällen werden gemeinhin – so jedenfalls meine Beobachtung – entweder *how to do*-Fragen diskutiert oder aber grundsätzliche – und letztlich theoretisch begründete und dem Feld der Diskursforschung äußerliche – Positionen markiert, die selbst gar nicht aus der Konfrontation mit einem spezifischen Material hervorgehen, sondern ihr vielmehr vorausgehen. Es käme aber darauf an, das zu diskutieren, was tatsächlich diskutabel ist, und dies auf eine Weise zu tun, die bei den Erfahrungen ansetzt, die in möglichst allen Spielarten der Diskursforschung gemacht werden (müssen).

Eine Möglichkeit, auf diese Ebene zu wechseln wäre es, die Frage aufzuwerfen, welche Formen methodologische Explikationen überhaupt annehmen können oder sollen und von welchen Bedingungen diese Formen abhängig sind. Tatsächlich ist die Vorstellung, dass Diskursanalysen – so wie jede andere Art der analytischen Durchdringung von historischen oder zeitgenössischen Quellen – in freier Improvisation verfertigt würden, wenig glaubwürdig. Man kommt ja gar nicht umhin, eine Auswahl des zu lesenden Materials zu treffen, daraus Argumentationsmuster herauszulösen, diese auf verwendete Begriffe, bezogene Positionen und im Diskurs ausagierte Konflikte zu beziehen und dazu analytische Konzepte zu verwenden, die eine Distanz zu den im Diskurs verwendeten Begrifflichkeiten herstellen; und es ist auch kaum zu vermeiden, diese analytische Aktivität mit einer ebenso wenig dem Diskurs selbst entnommenen Fragestellung abzustimmen, aus der sich die Relevanz des Unternehmens sowie die Konturen des Untersuchungsgegenstandes erschließen. Wenn aber dies der Fall ist, so könnte eigentlich schon dann von einer methodologischen Explikation gesprochen werden, wenn die Gründe, weshalb so verfahren wurde wie geschehen, der am Ende vorliegenden Darstellung zu entnehmen sind.

Meist aber implizieren Forderungen nach methodologischer Explikation noch einen zweiten Anspruch, nämlich denjenigen, den Ablauf des Forschungsprozesses selbst zur Darstellung zu bringen, um ihn dadurch intersubjektiv nachvollziehbar zu machen und die Plausibilität der Ergebnisse zu erhöhen. Die Diskussion um Gütekriterien in der qualitativen Sozialforschung hängt wesentlich von diesem Anspruch ab. Er leuchtet unmittelbar ein, wenn man es beispielsweise mit Interviews zu tun hat, für die Gesprächspartner ausgewählt und Leitfragen erstellt werden müssen, die den Rahmen des Sagbaren (oder die Wahrscheinlichkeit von Thematisierungen) in der Interviewsituation bestimmen; die Begründung der Wahl des Auswertungsverfahrens sowie die Darstellung des Forschungsverlaufs machen in diesem Zusammenhang erst nachvollziehbar, unter wel-

chen Bedingungen die Daten, mit denen analytisch umgegangen wird, überhaupt entstanden sind. Auch im Bereich der Diskursanalyse lassen sich Fälle angeben, in denen die Plausibilität der Ergebnisse von der Darstellung des Forschungsverlaufs maßgeblich gestützt wird, auch wenn die Daten ja gerade nicht im Forschungsprozess erzeugt werden: Dies gilt etwa für Analysen von Medienberichterstattung oder anderen Arten von Diskursmaterial, bei denen die Auswahl des Korpus angesichts des großen Umfangs virtuell möglicher Daten sinnvollerweise begründet wird (Periodikum, Zeitraum, gegebenenfalls Einschränkungen durch Schlagwort- oder Themensuche); bei großen Korpora ist auch die Strategie der ›Kodierung‹ zweifellos informativ, vor allem wenn relevante Zwischenschritte der finalen textlichen Dokumentation nicht zu entnehmen sind. In diesen Fällen ist eine strukturelle Ähnlichkeit diskursanalytischen Vorgehens mit anderen Arten qualitativer Erhebungs- und Auswertungsverfahren gegeben und sie nimmt die Form einer Fallstudie an, dies umso eher wenn mehrere Personen arbeitsteilig an der Forschung beteiligt sind.

Andere Bedingungen können aber dann vorliegen, wenn eine diskursanalytische Strategie im Rahmen einer monographischen Arbeit verwendet wird, die zumindest partiell als Literaturstudie angelegt ist; man hat es hier zumeist mit wissenschaftlichen oder anderen selbständig zitierbaren Texten zu tun. Die Spezifik des diskursanalytischen Zugangs liegt dann weniger in der Eingrenzung eines großen Datenkorpus und der Entwicklung von Auswertungsstrategien für große Textmengen, sondern in der *Betrachtungsweise* sowie in der Art der Einbettung der Ergebnisse in die diese Studie tragende Argumentation: Im Unterschied zu herkömmlichen Literaturstudien werden die Texte ja nicht mit dem Ziel einer additiven oder komparativen Sammlung von als wissenschaftlich gültig erachteten Erkenntnissen analysiert. Man hat es aber oft mit einem Korpus zu tun, der sich vergleichsweise leicht (etwa durch Angabe von Forschungsdisziplinen, -feldern, -kontroversen) eingrenzen lässt. Die im Diskurs beanspruchten Geltungen werden dabei eingeklammert und beispielweise auf Gemeinsamkeiten gegnerischer Positionen, außerdiskursive Existenzbedingungen oder im Diskursverlauf sichtbar werdende Transformationen der Wissensordnung hin betrachtet. Die relevanten Erkenntnisse ergeben sich dabei dadurch, dass eine eigene Fragestellung an den Diskurs herangetragen und in der Konfrontation mit ihm kritisch weiterentwickelt wird, die auch die Auswahl des zu untersuchenden Diskursmaterials anleitet und plausibilisiert. Diese Fragestellung ist im Erfolgsfalle am Ende des Forschungsprozesses klarer als zu Beginn, sie ist also keine zu prüfende Hypothese; sie strukturiert zudem – das ist ein Kennzeichen des Genres monographische Studie – als argumentativer Kern und roter Faden die gesamte textliche Darstellung, die damit einer anderen Chronologie folgt als der Forschungsprozess selbst.⁹

Damit soll eine Auskunftspflicht über die zu den Ergebnissen führenden Entscheidungen gar nicht bestritten werden – wohl aber darauf hingewiesen werden, dass die Form, in der diese Auskunft gegeben wird oder werden kann, von der Art der Darstel-

9 Besonders bei Monographien stellt sich noch eine weitere Frage, die ich hier ganz ausgeklammert habe, die aber für die hier diskutierte Frage ebenfalls höchst relevant ist: Kann jede wissenschaftliche Aussage methodologisch von der Empirie aufsteigend begründet werden?

lung und vom verfolgten Forschungsstil abhängig sein kann. Die im Feld der Diskursforschung bislang erhobenen Forderungen nach methodologischer Explikation wurden – wie oben erläutert – bislang vornehmlich mit der Überzeugung vorgebracht, dass die optimale Explikation der Vorgehensweise vorzugsweise im Rahmen eines einheitlichen Forschungsprogramms möglich sei. Das bedeutete aber letztlich, wie ich zu zeigen versucht habe, dass die Verständigung über das Warum und Wie der Diskursforschung kaum von theoretischen Positionierungen losgelöst werden könnte, über die – zumindest angesichts der gegenwärtig existierenden Heterogenität der Auffassungen – kein Einvernehmen erzielt werden wird. Möglicherweise wäre es ein gangbarer Weg, statt die Einheitlichkeit von Forschungsprogrammen anzustreben, zunächst von der faktisch vorliegenden Einheit der Bücher auszugehen und die Diskussion um das Warum und Wie der Diskursforschung dadurch zu konkretisieren. Das könnte auch helfen, mehr darüber herauszufinden, welche Formen methodologischer Explikation in der Diskursforschung faktisch existieren, bevor man die Anschauungen aus anderen, ja möglicherweise ganz unterschiedlichen Anforderungen unterliegenden Forschungsfeldern zu rasch überträgt.

Es ist – obwohl es auf den ersten Blick paradox scheinen mag – kein Zufall, dass Michel Foucault – der in seiner *Archäologie des Wissens* neben vielen anderen Einheiten des Diskurses auch diejenige des Buches zu suspendieren beanspruchte – den Forschungsprozess, der letztlich sein intellektuelles Leben war, durch die Einheiten der in monographischer Form gebündelten und einander ablösenden, überbietenden, untergrabenden Fragestellungen strukturierte und vorantrieb.

Literatur

- Angermüller, J./van Dyk, S. (Hrsg.) (2010): Diskursanalyse meets Gouvernementalitätsforschung. Perspektiven auf das Verhältnis von Subjekt, Sprache, Macht und Wissen. Frankfurt am Main: Campus.
- Bröckling, U. (2007): Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bröckling, U./Krasmann, S. (2010): Ni méthode, ni approche. Zur Forschungsperspektive der Gouvernementalitätsstudien – mit einem Seitenblick auf Konvergenzen und Divergenzen zur Diskursforschung. In: Angermüller, J./van Dyk, S. (Hrsg.): Diskursanalyse meets Gouvernementalitätsforschung. Perspektiven auf das Verhältnis von Subjekt, Sprache, Macht und Wissen. Frankfurt am Main: Campus, S. 23–42.
- Bührmann, A.D./Schneider, W. (2008): Vom Diskurs zum Dispositiv. Einführung in die Dispositivanalyse. Bielefeld: transcript.
- Dellwing, M./Prus, R. (2012): Einführung in die interaktionistische Ethnografie. Soziologie im Außendienst. Wiesbaden: VS.
- DFG Netzwerk Methodologie und Methoden der Diskursanalyse (Hrsg.) (2014): Kompendium der interdisziplinären Diskursforschung. Berlin: Suhrkamp.
- Diaz-Bone, R. (2006): Zur Methodologisierung der Foucaultschen Diskursanalyse. In: Forum qualitative Sozialforschung 8(2), www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/71/146 (Abruf 2.8.2013).
- Diaz-Bone, R. (2007): Die französische Epistemologie und ihre Revisionen. Zur Rekonstruktion des methodologischen Standortes der Foucaultschen Diskursanalyse. In: Forum Qualitative Sozialforschung 8(2), www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/238/528 (Abruf 2.8.2013).

- Dosse, F. (1999): Geschichte des Strukturalismus. Band 2: Die Zeichen der Zeit. Frankfurt am Main: Fischer.
- Feustel, R. (2010): »Off the Record«. Diskursanalyse als die Kraft des Unmöglichen. In: Feustel, R./Schochow, M. (Hrsg.): Zwischen Sprachspiel und Methode. Perspektiven der Diskursanalyse. Bielefeld: transcript, S. 81–99.
- Gebhard, G./Schrüter, S. (2007): Zwischen Methode und Methodenkritik. Überlegungen zum Irritationspotential der foucaultschen Diskursanalyse. In: Sociologia Internationalis (1/2), S. 37–69.
- Keller, R. (2001): Wissenssoziologische Diskursanalyse. In: Keller, R./Hirsland, A./Schneider, W./Viehöver, W. (Hrsg.): Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse, Band 1: Theorien und Methoden. Opladen: Leske + Budrich, S. 113–143.
- Keller, R. (2010): Nach der Gouvernementalitätsforschung und jenseits des Poststrukturalismus? Anmerkungen aus der Sicht der Wissenssoziologischen Diskursanalyse. In: Angermüller, J./van Dyk, S. (Hrsg.): Diskursanalyse meets Gouvernementalitätsforschung. Perspektiven auf das Verhältnis von Subjekt, Sprache, Macht und Wissen. Frankfurt am Main: Campus, S. 43–70.
- Müller, C. (2003): Neoliberalismus als Selbstführung. Anmerkungen zu den »Governmentality Studies«. In: Das Argument (249), S. 98–106.
- Reitz, T./Draheim, S. (2007). Schattenboxen im Neoliberalismus. Kritik und Perspektiven der deutschen Foucault-Rezeption. In: Kaindl, C. (Hrsg.): Subjekte im Neoliberalismus. Marburg: BdWi, S. 109–122.
- Schrage, D. (1999): Was ist ein Diskurs? Zu Michel Foucaults Versprechen, »mehr« ans Licht zu bringen. In: Bublitz, H./Bühmann, A.D./Hanke, C./Seier, A. (Hrsg.): Das Wuchern der Diskurse – Perspektiven der Diskursanalyse Foucaults. Frankfurt am Main: Campus, S. 63–74.
- Schrage, D. (2006): Kultur als Materialität oder Material – Diskurstheorie oder Diskursanalyse? In: Rehberg, K.S. (Hrsg.): Soziale Ungleichheit – Kulturelle Unterschiede, Verhandlungen des 32. Kongresses der DGS in München 2004. Frankfurt am Main: Campus, S. 1806–1813.
- Weber, A. (2011): Was ist »Postdisziplin«? Eine kritische Auseinandersetzung mit den Gouvernementalitätsstudien. In: Ästhetik & Kommunikation (152/153), S. 189–195.

Anschrift:

Prof. Dr. Dominik Schrage
Institut für Soziologie und Kulturorganisation
Leuphana Universität Lüneburg
Scharnhorststr. 1, C5.206
21335 Lüneburg
dominik.schrage@uni.leuphana.de